

Beatrice Sandberg

Peter Bichsel: *Wie deutsch sind die Deutschen?*

Der im *Lesebuch* abgedruckte Text ist ein Auszug aus dem 1980 von Peter Bichsel im Rahmen seiner journalistischen Arbeit für die *Schweizer Illustrierte* verfaßten Beitrag.¹ Es handelt sich um einen relativ langen Text, der mit der Reflexion einsetzt über die Frage: „Was ist das: 'Ein Deutscher!'„. Bichsel legt seine eigenen ersten Erfahrungen als Heranwachsender in der Schweiz der Nachkriegsjahre zugrunde: Sein Bild von den Deutschen ist durch Hitler, den Nationalsozialismus und den daraus entwickelten Klischeevorstellungen der älteren Schweizer Generation geprägt. Die zweite Erfahrung bezieht sich auf die Unterschiede der beiden Sprachen und der dahinterstehenden Mentalitäten, den er bei einem mißglückten Versuch an der Universität Essen neu erfährt, wo er mit Studenten den Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache herausarbeiten möchte und einsehen muß, daß sich die Inhalte durch die Übersetzung verfälschen:

„Die Sprache dieses Landes [Deutschlands] ist keine Fremdsprache, aber sie behandelt Inhalte, die von uns sprachgehemmten Schweizern nicht sprachlich behandelt werden. Das ist auch der Grund, daß wohl niemand so große Schwierigkeiten mit den Deutschen hat wie wir Deutschschweizer. Weil sie eine Sprache sprechen, die wir zu verstehen glauben, erschrecken wir so sehr, daß sie ganz anders sind. Wir freuen uns über das Anderssein der Amerikaner, der Franzosen; das Anderssein der Deutschen ist und bleibt ein Ärgernis.“²

Vor diesem Hintergrund sind die ersten Abschnitte des vorliegenden Textauszugs zu lesen, weil der Autor sich die Frage stellen muß, ob sein Sprachbild von den Deutschen nicht vielleicht ebenso falsch sein könnte wie das der Amerikaner und anderer Nationen, die Deutsch im Theater oder in Filmen meist als geschrieene Sprache „verhunzt“ darstellen.³

Bichsel ist keine Ausnahme, er spricht als „wir“ (Schweizer) und kontrastiert die Meinungen mit „den deutschen“ Ansichten. Stereotypen und Klischees vereinnahmen, reduzieren und verallgemeinern; persönliche Eigenschaften werden als Nationalcharakter

¹ Später aufgenommen in *Schulmeistereien*. Frankfurt/M 1980, S. 151-165.

² Ebd., S. 153. Bichsel behauptet, in Essen unfähig gewesen zu sein, auch nur ein einziges Formular auszufüllen: „Ich habe die Sprache auf den Formularen als Deutsch erkennen können, aber keinen Satz verstanden.“ (S. 154).

³ Thomas Mann verwendet den Begriff der Verhunzung im Sinn der Verzerrung von Werten durch die Nationalsozialisten. Die von Bichsel in Amerika beobachtete karikierte Darstellung der deutschen Sprache ist auch in andern Ländern festzustellen, so auch in norwegischen Produktionen (Film, Theater), wo Deutsche noch heute in dieser Weise auftreten.

generalisiert. Sind sie erst als *typisch* klassifiziert, werden sie zu fixierten, starren Größen, weil jede Veränderung sie als *untypisch* entwerten würde. In dieser Weise aber „stellen wir die Bedingungen“ (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S. 205), verhindern wir die Selbstfindung und die Entwicklung einer neuen Identität beim Gegenüber, sei es ein Individuum oder eine Gruppe, eine Nation. Hier sind wir mitten im Problemkomplex von Max Frisch, der wie kein anderer auf die Gefahr der Festlegung durch unsere Bildnisse hinweist und ihre letztendlich tödliche Wirkung zeigt.⁴ Bichsels Typisierung kennen wir aus *Andorra*, wo die Andorraner (*Wir*) sich gegenüber *den andern* abheben, die Welt schwarz-weiß malen und in *Andorraner* und *Nicht-Andorraner* einteilen. Sie legen sich auf die Stereotypen *typisch* und *nicht-typisch* fest und grenzen alles andere aus, wodurch sie ein Individuum zerstören, weil sie ihm seine Selbstentfaltung, seine Identität verweigern.

Bichsels Geschichten und Texte zeigen oft das Gegenbild der Klischees und der Mythen, so wenn in den Geschichten Ordentlichkeit, Freundlichkeit, Arbeitsamkeit oder Freiheit sich als Zwänge, Abschirmung, Sinnlosigkeit und Unfreiheit erweisen. Insofern gibt es kaum einen Schweizer Autor der Gegenwart, der härter mit der Schweiz ins Gericht geht als Bichsel, wobei er seinerseits als jüngerer Freund dem Erbe Max Frischs verpflichtet ist. Beide verbinden die Aufgabe des Schriftstellers mit der Verpflichtung zur Gesellschaftskritik, eine Überzeugung, die Tradition hat in der Schweiz: „Und wenn es überhaupt so etwas gibt wie etwas Gemeinsames in der Deutschschweizer Literatur, dann ist es die Selbstverständlichkeit des politischen Engagements“, schreibt Bichsel in einem Aufsatz für Otto F. Walter.⁵ Gleichzeitig heißt das auch für Bichsel, daß Literatur überall stattfinden kann, wo Sprache ist. Und beide, sowohl Frisch als Bichsel, wenden sich mit den Jahren vermehrt dem essayistischen Schreiben zu.

Es gibt einen anderen Text von Bichsel, *Des Schweizers Schweiz*, erstmals 1969 publiziert und später erweitert, der als eine Kontrafaktur zum obigen Text gesehen werden kann.⁶ Hier analysiert Bichsel das Selbstbild der Schweizer mit seinen Stereotypen und Feindbildern und stellt fest, daß die Schweizer den Deutschen viele jener Eigenschaften vorwerfen, die sie von sich selber kennen, so daß sie also an den Deutschen das abstrafen, was sie an sich selbst nicht mögen. Oder, wie Bichsel es formuliert. „Unsre Wut auf die

⁴ So ging er schon 1948 im Drama *Als der Krieg zu Ende war* gegen das Stereotyp „russischer Soldat gleich Unmensch“ vor, indem er zeigt, daß in jedem Mensch (Volk) das Potential zur Unmenschlichkeit steckt.

⁵ „An die Schweiz erinnern“. In: *Der Ort einer verlorenen Utopie*. Essays zum Werk von Otto F. Walter. Hgg. von Martin Lüdke. Reinbek 1993, S. 15-24, hier S. 16.

⁶ Später erschienen in einer erweiterten Neufassung im gleichlautenden Sammelband *Des Schweizers Schweiz*. Aufsätze. Zürich 1989.

Fremden ist eine Wut auf uns selbst“.⁷

Auf den ersten Blick mag der vorliegende Text befremden: Was sollen all diese bastanten Aussagen? Haut hier einer in die alte Kerbe und befestigt Vorurteile, indem er sie zu erklären sucht? Und kaum findet er positive Momente („Die Deutschen sind die Opfer eines Klischees“ (204), „Die Bundesrepublik ist eine Hoffnung“ (204), so verunsichert er mit negativen Lapidarsätzen: „Den Deutschen gelingt das Leben nicht“ (205), „Deutschland [...] macht mich traurig“ (205).

Bichsels Technik macht es dem Leser nicht leicht: hinter der scheinbaren Einfachheit der Sätze und Behauptungen verstecken sich komplizierte Strategien. Liest man genau und vergleicht die Texte, so erkennt man, daß es hier vielleicht weniger um ein Fremdbild der Deutschen als um ein indirekt gespiegeltes Selbstbild der Schweizer geht. Die Klischees entlarven sich als Selbstschutz, hinter denen man sich verstecken kann. Die Gewissenserforschung haben ja die andern zu leisten, die sich schuldig machten. Die vermeintliche Schuldlosigkeit erspart einem diese Prozedur. So bleibt denn der Schluß des vollen Textes nicht bei einem verunsichernden, zweifelhaften Selbstmitleid stehen, sondern endet mit der Frage: „Wie anders sind wir [die Schweizer] denn?“. Die gegenwärtig auf die Schweiz fallenden „Schatten des Zweiten Weltkriegs“⁸, die zu einer weltweit auf das Land gerichteten Aufmerksamkeit führen, was das Verhalten der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs betrifft, verleihen dieser Frage eine ungeahnte und unerwartete Aktualität. Auch der Schweiz bleibt die Gewissenserforschung nicht erspart, nur kommt sie später als in Deutschland.

Stand: 1. 11. 2000

Beatrice Sandberg ist Professorin für Germanistik an der Universität Bergen in Norwegen.

⁷ In: *Der Virus des Reichtums*, ebd. S. 71-100, hier S. 99.

⁸ So rubriziert die *NZZ* die aktuelle Debatte über die sogenannte „Raubgoldaffaire“ und die mögliche Mitwisserschaft der Schweiz an den Verbrechen des Zweiten Weltkriegs.